



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 154.

Mittwoch, 4. Juli.

1928.

(10. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Der Diener meldete Herrn Otterjen.

Mit einem Seufzer trennte sich Frau Antonie Felsened von ihren Kindern. Gerade der Besuch war ihr heute denkbar unerwünscht. Aber Alfred Otterjen konnte sie nicht gut abweisen. Der liebte Bira, war aus hochangesehener Familie, ein Sportsmann, der Ruder und Segel wohl zu handhaben wußte und auf dem grünen Rasen manchen Sieg herausgeritten hatte. Der paßte zu Bira. Darüber war sie sich mit ihrem Manne ganz einig. Da kam auch Geld zu Geld. Sein Vater besaß große Kaffeepflanzungen in Mittelamerika und war an einer sehr einträglichen Silbermine in Mexiko zur Hälfte beteiligt. Alfred Otterjen war nicht nur Sportsmann, auch gewissenhafter Kaufmann.

Mittelgroß, schlank und sehnig, hartlos, das braune Haar kurz geschnitten, sehr elegant gekleidet, stand er im Salon und begrüßte Frau Felsened mit einem Handschuß, sein Gesicht war sehr ernst.

„Ihr Herr Gemahl holt Ihre Frau Schwägerin?“ fragte er gleich, nachdem man sich gesetzt hatte. Er wußte, hier brauchte er kein Blatt vor den Mund zu nehmen.

„Er versucht es! Und ich denke, er wird erreichen, was er will!“

„Gnädige Frau, das wäre dringend zu wünschen! Man redet allerlei in Hamburg, was ich gern für Klatsch halten möchte, sonst...“

In welcher peinlichen Lage sie doch ihre Schwägerin brachte!

„Sie kennen Bira gut genug! Seit dem Tode ihres Mannes treibt es sie durch die Welt! Wer sie genauer kennt, weiß, daß sie nicht schlecht ist! Sie hat allerlei gute Anlagen. Die zu entwickeln, bedarf es allerdings einer festen Männerhand. Ausgezeichnet begabt ist sie, hat einen offenen Blick, das Unstete wird sich legen. Wir leiden unter ihrer Unruhe mehr als Sie sich vorstellen vermögen, Herr Otterjen!“

Aber die Wolke wollte nicht von seiner Stirn weichen. So peinlich es Frau Antonie gewesen war, ihre Schwägerin zu entschuldigen.

„Darf ich ganz offen reden, gnädige Frau?“

„Aber bitte!“

„Ich sprach gestern Abend mit meinem Vater über Ihre Frau Schwägerin! Es ist immer so gewesen, das Alter findet sich selten in der Jugend zurecht! Und die unsrige hat mehr erlebt als irgendeine andere. Wer Sport treibt wie ich, sieht da mehr, als einer, der vom Kontorjessell höchstens ins Theater kommt oder in Rissingen seine Bitterwasser trinkt. Vieles ist wurmförmig, sehr vieles — aber nicht alles, was wurmförmig erscheint! Ich kann nicht glauben, was man über Bira Bernstedt redet!“

„Aber Ihr Herr Vater glaubt es!“

„Sagen wir: er fürchtet es, gnädige Frau! Ich habe einen harten Stand zu Hause jetzt! Und natürlich, wurmförmiges wäre nichts für einen Otterjen! Vertrauen zu Ihnen läßt mich so offen reden!“

„Da muß ich Ihnen wohl danken! Aber leicht fällt mir der Dank nicht!“

„So wenig, gnädige Frau, wie mir das Reden gefallen ist! Ich hätte auch nicht diesen Tag benutzt, an dem ich wußte, daß Ihr Herr Gemahl nicht anwesend ist, aber mein Vater setzte mir die Pistole auf die Brust! Ich möchte Sie bitten, das Ihrem Herrn Gemahl zu sagen! Es war ein offenes Wort aus vertrauensvoller, langjähriger Freundschaft heraus, für die ich diesem Hause herzlich dankbar bin!“

Alfred Otterjen hatte sich erhoben. Sein Gesicht war gerötet. Antonie Felsened schritt zur Tür und klingelte nach dem Diener.

Mit einem stummen Handschuß verabschiedete sich der Besucher.

XII.

Die Zwillinge waren hinausgegangen auf die Diele. Sie brachten den Blick nicht hoch. Sie sahen es ihrem ältesten Bruder an, der war in sehr übler Stimmung.

„Ja, Wilhelm, du hättest dich ansagen können,“ meinte Kurt.

„Mitunter ist es besser, man unterläßt das,“ brummte der. Streckte die Hand aus nach dem Griff zur Wohnzimmertür.

Ernst sprang vor sie.

„Einen Augenblick, bitte! Wir haben Besuch, können drüben uns erst einmal aussprechen!“

Aber da kamen die Zwillinge an den Rechten.

„Ihr jagt mir nichts Neues, obgleich Ihr nichts nach Hause geschrieben habt! ... Und nun gib mir endlich die Tür frei, Ernst!“

„Leg doch erst ab,“ meinte Kurt.

„Ich hab's eilig, hier reinen Tisch zu machen! Vorher muß ich aber euer Wunder bestaunen!“

„Du wirfst uns doch nicht bis auf die Knochen blamieren wollen?“

„Kommt drauf an, Kurt!“

Der Arzt war ans Fenster getreten, als die Zwillinge hinausstürzten. Es war kein Kunststück, sich ungefähr den richtigen Reim zu machen. Der da aus dem Wagen vom „Reichsadler“ sprang, machte ja ein ganz wildes Gesicht.

„Jetzt wird der eigentliche Nachtiß erst serviert, meine Gnädigste! Nur keine Angst, ich bin auch noch da!“

Bira Bernstedt überschlich ein sehr peinliches Gefühl. Dazu sah sie hilflos in ihrem Sessel. Ihre „Kammerherren“ waren ja wie gescholtene Buben aus dem Zimmer geschlichen.

„Lassen Sie mich um Himmelswillen nicht im Stich, Herr Doktor!“

„Ich verschaffe meiner Patientin schon Ruhe. Das wäre ja noch schöner!“

Uebertrieben bestimmt kamen dem Arzt die Worte aber nicht von den Lippen. Jedes Wort, das an der Tür zwischen den Brüdern gewechselt wurde, war deutlich zu verstehen.

Und nun wurde die Klinke heftig herunter gedrückt. Die Tür flog auf. Im Lodenmantel stand der große, breitschultrige Wilhelm Venning auf der Schwelle. Den Kopf wandte er ein wenig zur Seite, tat, als ob er die

beiden, die im Zimmer waren, gar nicht sähe, und sagte zu seinen Brüdern:

„Ihr versteht, zu leben — noch dazu am frühen Morgen! Sekt und Tortenreste wie auf einer Kirrnes! Die ganze Bude sieht aus wie das Hinterzimmer einer Weinstube!“

Kurt trat vor. Sein Gesicht war dunkelrot.

„Ich möchte dich bekannt machen. Frau Wernstedt aus Hamburg. Hat das Bein gebrochen!“

„Weiß ich bereits!“

„Herr Doktor . . .“

„Kann ich mir denken! . . . Also wünsche wohl gespeist zu haben, meine Herrschaften!“

Bira Wernstedt sah hilflos den Arzt an. Der warf sich in die Brust.

„Merkwürdig Ihr Benehmen einer Dame gegenüber, mein Herr!“

„Ja, merkwürdig geht's hier zu! Schon all die Zeit! . . . Ich meine, gnädige Frau, wer so vergnügt frühstücken kann, wird auch nach Hamburg zu transportieren sein!“

Ernst beehrte auf.

„Wir üben hier Gastfreundschaft, Wilhelm!“

„Mir scheint, in sehr üppigem Maße!“

„Bitte, die Weine und manches andere stammen von der gnädigen Frau!“

„Traurig genug, daß Ihr das annehmt! Es ist zum mindesten ein ganz betrüblicher Mangel an Haltung!“

In solch einer peinlichen Lage war Bira Wernstedt noch nie gewesen. Dieser ungeschliffene Bauer hatte ja überhaupt keine Lebensart.

„Ich vermute, ich habe es mit dem ältesten Bruder meiner Gastgeber zu tun!“

„Ganz gewiß haben Sie das! . . . Eine Frage, Herr Doktor: ist die Dame transportfähig?“

„Darüber bin ich Ihnen keinerlei Rechenschaft schuldig! . . . Ja, meine Herren Lensing, wollen Sie Ihren Bruder nicht in die Schranken zurückweisen? Eine Dame ist doch wohl nicht vogelfrei in Ihrem Hause?“

Kurt brachte den meisten Mut auf.

„Wilhelm, deinen Anmut lasse gefälligst an uns aus. Und nicht in diesem Zimmer! Wir werden dir schon zu antworten wissen!“

„Ich werde euch fragen, wenn ich's für angebracht halte! Immer hübsch eines nach dem andern!“

Tui-i, tüti-ta-ta! so piff und sang gleich nachher in tiefem Bass ein Kraftwagen, der in den Hof einbog.

Bira Wernstedt wollte sich erheben. Sank kraftlos wieder auf ihrem Sessel zusammen. Stöhnte:

„Da kommt mein Bruder!“

Ernst rannte an die Küchentür und wieder zurück. Er wußte gar nicht, was er tat. Die Jose aber, die mit angehaltenem Atem die Auseinandersetzung vom Nebenzimmer aus belauschte, ließ zur Haustür knitzte und tat, als freue sie sich unbändig.

„Guten Tag, Herr Felsen!“ Ein vielstimmiger Blick. „Ich glaube, Sie kommen gerade zur rechten Zeit!“

Der hatte die Jose nie ausstehen können. Er sah sie kaum an, nickte und ging an ihr vorüber.

Ernst stand vor ihm. Verbeugte sich.

Lensing!“

„Ich bin der Bruder der Frau Wernstedt — Felsen!“ Nehme an, Sie haben von mir gehört!“

Den scharfen, kalten Blick konnte Ernst nicht aushalten.

„Ja, ja — gewiß! . . . Die gnädige Frau ist heute zum ersten Male wieder aufgestanden! . . . Wir feierten den Tag gerade ein wenig . . .“ Ein verlegenes Lachen. „Leider hat mein ältester Bruder, der auch gerade unerwartet eintraf, das Fest empfindlich gestört!“

„Da werde ich mich rasch mit ihm verständigen können, Herr Lensing!“ . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Feldweg.

Der Feldweg ist wie eine schmale Wiese,
Auf der die Gräser und die Blumen blüh'n.

Er ist nicht wie die weißen Straßen,

Die leuchtend in die Weite zieh'n

Und viele Menschen, Wagen tragen,

Die alle voller Eile sind,

Indes des Staubes Fahnen wehen

Im nimmermüden Sommerwind. . . .

Der Feldweg ist ein stiller Träumer,

Der eine kleine Weile geht,

Bis seine Spur im Ahrenwogen

Verweht . . .

Hans Gäßgen.

Frühommer in der Reiherkolonie.

Von Hans Fischer (Dessau).

Das Wort Reiherkolonie klingt uns nicht so vertraut wie das andere: Reiherbeize, mit dem sofort ein stiller Jagdromantik lebendig wird, aber es paßt dafür besser in unsere Zeit als das andere, das bereits im 18. Jahrhundert ein toter Begriff geworden ist. Der Naturfreund ist heute schon froh, wenn er überhaupt einen Reiher zu Gesicht bekommt. Jagdbar ist dieser Vogel nicht mehr. Ein Tier muß bekanntlich erst dem Aussterben nahe sein, ehe sein gefährlicher Feind, der Mensch, daran denkt, sich von seinem Eigentum, der die Tiere in nützliche und schädliche scheidet, zu befehren und das von völliger Ausrottung bedrohte Tier unter seinen Schutz zu nehmen. Nicht die ritterliche Reiherbeize hat den Reiher in dem größten Teil unseres Vaterlandes ausgerottet, sondern deutsch gesprochen der Futterneid des Menschen, der, selbst der größte Fischräuber, seine Beute nicht mit dem Kleineren teilen will. Daß es dem natürlichen Widersacher des Reihers, dem Wanderskalp, nicht besser ergangen ist, bedeutet keinen Trost für unseren armen Fischreier. Den mittleren Weg, den Räubern in der Tierwelt das Dasein zu gestatten, ohne die Jagd und die Wirtschaft zu schädigen, hat der Naturschutz erst im sehr vorgerückten Stadium der Verwüstung unter der einheimischen Tierwelt beschritten.

Nun führt er ein sehr zurückgezogenes Leben, der graue Reiher, vom Geseh geschützt gegen Nachstellungen von Nasenjägern und auch gegen die Grausamkeit der unberechenbaren Mode, die seinem Verwandten, dem Silberreiher, so rücksichtslos zu Leibe geht. In Mitteldeutschland, an der Elbe, wo auch der Biber noch ein bescheidenes Dasein fristet, haust der Vogel in sorglich geschützten Kolonien. Nicht ganz einfach ist eine solche Reiherkolonie zu entdecken, man muß sich schon ortskundiger Führung anvertrauen. Erst eine halbe Stunde Bahnfahrt von Dessau nach Coswig, darauf an der Elbe entlang eine Stunde Wegs nach Griebow und von da mit der Fähre über den Strom. Aber am linken Ufer des Stromes haben wir dann nur noch einige Minuten Wegs, und wir sind sofort in der Reiherkolonie, in einem aus mächtigen Eichen und schlanken Eschen bestehenden Laubwald, dicht bewachsen mit Unterholz, ein wahres Vogelparadies, wie das vielstimmige Morgenkonzert, bei dem die verschiedenen Grasmückenarten den Ton angeben, lehrt. Wir befinden uns in dem herzoglich-anhaltischen Oberforst. Der grüne Waldboden erscheint vielfach wie mit Rost getüncht: kein Zweifel, hier horstet der Reiher in stattlicher Menge. Er liebt es, sich nicht allzuweit von seinem Jagdgebiet zu entfernen, die vielen Altwässer der Elbe bieten ihm hier reichliche Nahrung. Die alten Reiher haben uns längst bemerkt und zeigen erst eine gewisse Unruhe, scheinen uns aber bald als ungefährlich erkannt zu haben und lassen sich, je länger desto weniger, in ihrem Abungsgeschäft stören. Ungestört, mit unaufhörlichem Krächzen, werden sie von den Nestlingen, gewöhnlich vier an der Zahl, empfangen. Geschieht fangen diese, bereits sehr sicher im Nest stehend, den Fisch mit dem Schnabel auf. Die Jungen werden ausschließlich mit Fischnahrung großgezogen, und da der Reiher eine sprichwörtlich ausgezeichnete Verdauung hat, müssen die Fischgewässer während dieser Zeit allerdings einen reichlichen Tribut an unsere Reiherkolonie zahlen. Später, wenn die Jungen dem Nest entflohen sind, begnügt sich der Reiher, wie sein Vetter, der Storch, wohl auch mit Mäusen und anderem Getier. Man sagt dem Reiher nach, daß er eine feine Zunge hat und besonders für Schleien schwärmt, vom Standpunkt des Fischereiberechtigten allerdings eine unerhörte Lederhaftigkeit. Gründlinge und Barben wären auch gut genug für einen Reihermagen. Wir haben aber dem Reiher nicht so genau ins Nest geguckt. Auch beim Fischfang liebt der Reiher die Gesellschaft, und man kann ihn oft in Gesellschaft von acht bis zehn Stück in den Altwässern der Elbe auf dem Anstand sehen, muß sich aber sehr vorsichtig

heranpürschen, wenn man ihn nicht verscheuchen will. Die im Volk verbreitete Meinung, das graue Reiherbein übe eine festsame Anziehungskraft auf die Fische aus und bilde gleichsam einen Köder, wird vom Ornithologen als Märchen abgetan.

Es ist erstaunlich, wie eng die Reiher beisammen wohnen, da ihnen diese alten Bäume einen großen Überfluß an Wohnungen bieten. Auf einigen Eichen konnten wir acht und neun Reiherhorste zählen; fünf Horste auf einem Baum war die Regel. Selbst ein Horst des schwarzen Milan in nächster Nachbarschaft stört das Wohlbefinden des Reiher nicht im geringsten. Auf einem bescheidenen Raum von einigen hundert Quadratmeter haben wir nicht weniger als sechs- und siebenzig Reiherhorste gezählt, und fast alle waren besetzt. Beim Horstbau steht der Reiher in erster Linie auf bequemen An- und Abflug, oft hängen die mehr tiefen als breiten Horste an scheinbar ganz schwachen Ästen, und zwei trafen wir richtig zertrümmert unten am Waldboden, ebendort auch zahlreiche Eierschalen. Das erste Ei wird im allgemeinen sehr pünktlich am ersten April gelegt. Es ist hellgrün und nicht größer als ein Hühnerei, wie der Augenschein lehrt. Diesmal haben sich die Vögel mit dem Brutgeschäft um etwa eine Woche verspätet.

Dah es auch ohne Tragödien beim Brutgeschäft nicht abgeht, davon trug der Waldboden gleichfalls Spuren. Im Verlauf einer Viertelstunde fanden wir nicht weniger als fünf Leichen von Reiherneistlingen. Ein beinahe flugreifer Nestling mit den charakteristischen Schmutzfedern auf dem Kopf und prächtig bläulich-grau gefiedert, die Flügel mit schwarzen Rändern, war noch warm und wurde zum Ausstopfen mit nach Hause genommen. Einen anderen, noch nicht ganz so entwickelten, hatte das Getier des Waldes bereits angefreßen; von einem dritten lagen nur noch die Knochen da, und von den beiden letzten endlich nur noch die Federn, traurige Überreste von Reihereltern-Freuden und Hoffnungen. Der Nestling, der aus dem Horst fällt, bleibt offenbar seinem Schicksal überlassen.

Das Flugbild des Reiher ist so charakteristisch, daß auch das unbewaffnete Auge es nicht leicht mit dem eines Storchs oder gar eines großen Raubvogels verwechselt. Vom Storch unterscheidet ihn der nach Art eines S gekrümmte Hals, vom Raubvogel der schwerfällige, dauernde Flügel Schlag. Er schwebt nicht wie der Milan ohne Flügel Schlag dahin. Feinde, die er zu fürchten braucht, hat der alte Reiher unter der Tierwelt wohl kaum, hin und wieder mag der Wanderskalke, der uns bei diesem Spaziergang gleichfalls begegnete, auf ihn stoßen, dem einen oder anderen von den alten Vögeln sah man wenigstens beim Flug an, daß er schon manchen Sturm erlebt hatte. Wenn man als Durchschnitt annimmt, daß von den Alten jährlich drei Junge groß gezogen werden, dann muß der Reiherbestand an der Elbe eher zu- als abnehmen. In Anhalt gibt es außer bei Griehs noch eine weitere Reiherkolonie von 35 Horsten bei Stechby und zwei einzelne Horste bei Raguhn. Die anderen Reiherkolonien liegen bereits auf preussischem Gebiet. Bis von Leipzig wandern die Naturfreunde hierher, um diesen stolzen Vogel in seinen natürlichen Lebensbedingungen kennen zu lernen. Und wahrlich, der Vogel verdient solche Beachtung.

Abenteuer um Mittag

Auch ein Schlüssel drama von Stigian Sietels.

Ort der Handlung: Vor einem Berliner Hotel.

Held des Dramas: Ein bekannter Berliner Filmregisseur. Sagen wir Herr Z.

Wenn der Vorhang aufgeht, ist der Schauplatz einen Augenblick leer. Dann kommt gemächlich eine kleine Buick-Limousine vorgefahren. Bleibt vor dem Hoteleingang am Parklatz stehen. Herr Z. steigt aus, drückt gewohnheitsmäßig auf einen kleinen Hebel an der Innenseite der Türe und wirft diese kräftig ins Schloß.

Herr Z. verschwindet im Hoteleingang.

Eine Stunde vergeht.

Herr Z. erscheint wieder im Hoteleingang, das heißt im Ausgang. Er kommt heraus und wirft die ausgerauchte Zigarette weg. Er tritt an seinen Wagen und greift nach dem Schlüssel, den er in der rechten Hosentasche zu tragen pflegt. Der Schlüssel ist nicht da. Auch in der linken Hosentasche ist er nicht zu finden. Die Rocktaschen werden vergeblich durchwühlt.

Na, und in zwanzig Minuten muß er im Atelier sein.

Was zu machen? Ein Filmregisseur soll doch ein Mann der Tat sein. Rasch ist ein Entschluß gefaßt: er wird das Glas einschlagen und sodann die Türe von innen öffnen. Also los. Er holt einen großen Stein von der Straße. Hebt seinen Arm und ... wird im nächsten Moment energisch zurückgerissen.

Ein Schupomann steht vor ihm.

„Oh, mein Lieber“, meinte der Schupo, „was machen Sie da? Sie wollen wohl einen Wagen klauen, was?“

Herr Z. protestiert energisch. Holt Papiere hervor. Die Papiere werden geprüft. Der Tatbestand erklärt. Dem Entschluß wird vom Schupo beigegeben.

Der gute Schupomann hifft. Hängt den Knüppel ab. Bums. Spittter fliegen. Die Türe wird geöffnet. Die Hand zum Dank gereicht. Plötzlich wird Herr Z., wenn möglich noch unsanfter, als das erstemal, zurückgerissen. Ein auf-gerechter Herr steht neben ihm.

„Mensch, was wollen Sie von meinem Wagen? Sind Sie verrückt? Warum haben Sie mein Fenster eingeschlagen?“

„Ihr Fenster? Ihr Wagen? Das ist doch mein Wagen. Mein Buick.“

„Das möchte Ihnen wohl so passen, was? Und mein Monogramm!“

Tatsächlich! Das ist doch ein fremdes Monogramm. Der Schupo tritt drohend näher.

Herr Z. wird verlegen. Herr Z. schaut verzweifelt um sich. Und entdeckt, daß ein paar Meter entfernt sein Wagen steht.

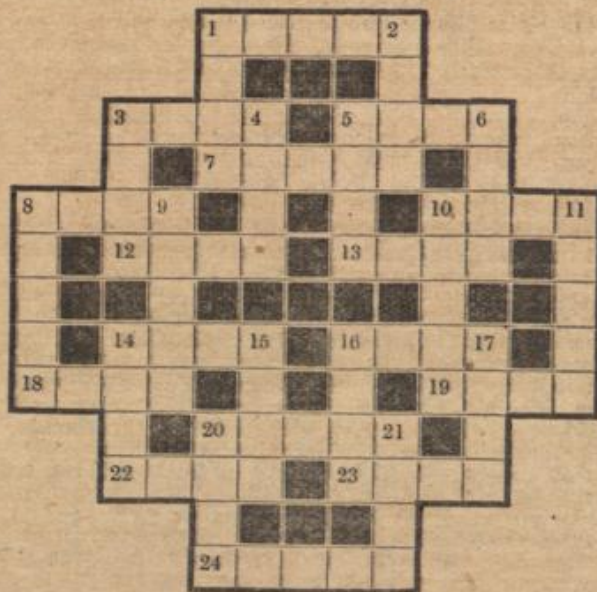
Nun muß er in die Brietasche greifen, das Fenster be-sahlen.

Dann hebt er wieder den Stein auf, schleudert ihn wütend gegen seinen Wagen und schlägt das Fenster ein.

Jetzt zieht er das Taschentuch aus der Tasche, um die Stirn abzuwischen. Also, er zieht das Taschentuch, und mit dem Taschentuch kommt etwas zum Vorschein.

Es ist der Schlüssel.

Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. Spielzeug. 2. Planet. 3. Tragtier. 4. Baum. 5. Arabische Hafenstadt. 6. Blütenstand. 8. Sitzgelegenheit. 9. Stadt in Brandenburg. 10. Personaleinschränkung. 11. Seideblume. 14. Familienangehöriger. 15. Tierische Haut. 16. Dreigesang. 17. Fluß in Rußland. 20. Insekt. 21. Nebenfluß der Donau. — Wagerecht: 1. Hülsenfrucht. 3. Nachtvogel. 5. Blutgefäß. 7. Baum. 8. Schmäler Fußweg. 10. Französischer Geistlicher. 12. Schiffsfenster. 13. Teil des Rades. 14. Gewürz. 16. Walfischfett. 18. Französische Festung. 19. Hohlmaß in Tunis. 20. Redefluß. 22. Zahlwort. 23. Nebenfluß der Saale. 24. Stadt am Main. — Die auf folgende Ziffern treffenden Buchstaben ergeben ein Sprichwort: 1, 2, 8, 14, 3, 6; 23, 15, 20, 11, 13, 4; 24, 10, 17, 21; 5, 12, 14; 9, 4, 1, 5, 7, 18, 16, 3; 15, 10, 19, 8, 16.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 148: „Ein gut Wort und ein sanfter Regen dringen überall durch.“ — 1. Ebro. 2. Irene. 3. Nagasaki. 4. Gregor. 5. Anna. 6. Tebeum. 7. Werner. 8. Ohio. 9. Range. 10. Tiger. 11. Uedom. 12. Nanzen. 13. Drüdeberger. 14. Elbe. 15. Hsgrim. 16. Karreitei. 17. Spanien. 18. Nula. 19. Nelson. 20. Fidei-kommiß. 21. Taufe. 22. Enrico. 23. Rache.

Welt u. Wissen

Die schönste Sprache der Welt. Eine Sprache, die den Forschern ein noch nicht gelöstes Rätsel aufgibt, ist die Haussa-Sprache, die von 20 Millionen afrikanischen Schwarzen gesprochen wird. Sie klingt so wohlklingend und melodisch, daß sie Woldemar Sads in einem Aufsatz der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ als die schönste Sprache der Welt bezeichnet. Es gibt keine europäische Sprache, in der gewöhnliche Dinge, wie Kartoffeln und Zwiebeln (dantali da abasa), Schlaflosigkeit (marasquana), Lampe (tittila), Matras (tabatma), Schüssel und Löffel (kaska da tsholali) mit so volkreichen und komplizierten Worten bezeichnet werden. Das Seltsame an diesem Idiom ist nun, daß es nicht nur aus solchen fremdartig schönen Klängen besteht, sondern eine große Menge von Worten enthält, die aus dem Deutschen, dem Slavischen, dem Lateinischen und Griechischen entlehnt zu sein scheinen. Diese Wörter können aber nicht aus den fremden Sprachen eingeschleppt worden sein, weil viele von ihnen eine gänzlich andere Bedeutung haben als

in der Herkunftssprache. Die Zahl der wirklich entlehnten Wörter, die aus dem Arabischen und dem Englischen, Französischen und Deutschen stammen, sind nur sehr gering. Vielmehr muß man auf eine geheimnisvolle vorgeschichtliche Verwandtschaft des Haussa mit europäischen Sprachen schließen. Das eigenartig schöne „litafani“ für Totenkleid ist gleichbedeutend mit den altdeutschen Worten lita = Leiche und fano = Fahne; auch das mittelhochdeutsche sil = Seil findet sich in der Haussa-Sprache, und ebenso kommen hier die norddeutschen Wörter bube und budite vor; bube heißt offen und budite ganz offen. Noch rätselhafter ist das Auftreten vieler lateinischer Wörter, die im Haussa eine ganz andere Bedeutung haben. Das Russische ist ebenfalls mit einer ganzen Anzahl von Ausdrücken vertreten. Auf welche Weise diese Übereinstimmung zustande gekommen ist, ist schwer zu deuten. Man wird wohl diese Neger-Sprache als einen Überrest aus der Urzeit ansehen müssen, in der sich indogermanische Bestandteile in merkwürdiger Reinheit erhalten haben, denn die Haussa-Sprache ist uralt und war bereits vorhanden, als die ersten Weißen nach dem schwarzen Erdteil kamen.

Reise und Verkehr

Vor dem offenen Urlaubskoffer.

Diese stille Vorfreude des Badens ist schon ein Stück Urlaub: Nirnige Grate und Gletscher blinken, wenn die genagelten Bergschuhe verstaubt werden, bei den Büchern sehe ich blumige Wiesen, auf welchen sich's herrlich lesen und noch besser träumen läßt, die Proviantdose verspricht wundervolle Mahlzeiten in würziger Bergluft — der offene Urlaubskoffer bedeutet nur für blasierte Reisende eine Summe von Ärger und Heke und das ist kein guter Anfang!

Denn einige Punde freudiger Erwartung und nicht zuletzt ein Quantum des guten Willens, sich durch nichts enttäuschen zu lassen, darf in keinem Reisegepäck fehlen!

Man muß in diesen wenigen Tagen erhöhte Nachsicht mit Menschen, mit dem Wetter, mit Autobussen und Dampfzügen, mit Gasthöfen und Kellnern haben, man soll sich schon beim Baden des Koffers vornehmen, sich auch nicht einen einzigen Tag unnötig zu vergällen — Trost kann ich wichtiger als eine gefüllte Briefftasche!

Und dann gehört in jeden Koffer der feste Vorsatz, sich einmal gründlich auszuruhen. So richtig ausspannen, mit wenig Programm und viel Behagen ein stilles Waldtal, ein sandiges Seeufer, ein kleines Gebirgsdorf zu genießen, den Brief mit den Neuigkeiten von Daheim auf der Bank vor dem ländlichen Postamt und die nachgeschickte Zeitung von vorgelesen auf dem Balkon zu lesen, während die Dorfglocken in die abendliche Stille läuten und fernes Wetterleuchten über die Berge fliegt, in der Morgensonne zum Frühstück den Duft der nahen Getreidefelder zu genießen, alle Ruhe und Heiterkeit der Natur wie ein heilbringendes Wasser zu trinken und sich weder um Sinz, noch Kunz zu kümmern.

Denn nicht die Höhe des Pensionspreises, noch die Zahl der zurückgelegten Kilometer machen das Glück eines Sommers aus, auch nicht die Feststellung, daß Frau A. weniger Toiletten mitführte und Herr B. mit seiner Familie nur 3. Klasse reiste! Es gibt auch in den stillsten und unbekannten Winkeln einen gemütlichen Aufenthalt und vielleicht sind gerade jene bescheidenen Sommerfreuden die schönsten, wie ja auch sonst im Leben die kleinen Freuden ungleich mehr bedeuten als die großen Passionen!

Und wenn jetzt unentwegte Gießstürme und die Befürchtung umfangreicher Rundfahrtscheine meine Philosophie der sommerlichen Beschaulichkeit belächeln, so will ich feststellen, daß ich es herrlich finde, sich nach einer Woche Hüttenbummel in irgend einem Hochtal festzusetzen oder nach einer Rundfahrt durch schöne Städte in die Einsamkeit zu flüchten. Nur die ewig rastlosen Kursbuchfanatiker bleiben mir unverstänlich!

Schließlich noch eins: Laßt eure Alltagsorgen daheim! Sie sind ein Ballast, der schon vor der Reise abgestüttet werden muß, denn zur Erholung gehört vor allem innere Ruhe und mit gestählten Nerven sieht manches anders aus als in der trübseligen Stimmung des Abgespannten. Viel Freude und Erwartung in den Koffer und die trüben Gedanken verschwinden von selbst!

Jetzt noch den Regenmantel, den Spirituslocher und die Kamera. Und während ich fertig packe, weht der Bergwind

schon Seugeruch herüber, Wellen plätschern versonnen gegen den Strand und betaute Bauerngärten duften in den Morgen.
Mario Tro.

Vom Reisen mit der Eisenbahn.

Das Bestreben der Reichsbahnverwaltung, Ordnung und Sauberkeit in den Zügen zu halten, wird sehr oft durch die Reisenden selbst, für die doch in erster Linie die Anordnungen getroffen sind, erschwert. Wie oft kann man beobachten, daß Fruchtschalen, Einwickelpapier, Zigarrenreste und ähnliches einfach auf den Fußboden der Abteile, die Gänge und Aborte Räume geworfen werden. Wer sich von den mickrigen Zuständen ein Bild machen will, der muß sich einmal einen ankommenden Zug daraufhin ansehen. Auch das Rauchen in Nichtraucherabteilen, Seitengängen von Nichtraucherwagen und in den Frauenabteilen ist stets ein Grund zur Klage. Im eigenen Interesse der Reisenden ist es gelegen, wenn sie aus sich selbst heraus auf Ordnung und Sauberkeit in den Zügen achten. Das Rauchen in Nichtraucherabteilen ist auch dann nicht gestattet, wenn die Mitreisenden ihr Einverständnis erteilt haben. Das Personal der Reichsbahn ist strengstens angewiesen, gegen jede Übertretung der Vorschriften über Ordnung und Sauberkeit in den Zügen einzuschreiten. An dem Publikum liegt es, daß ein solches Einschreiten, das immer mit einer Geldbuße verbunden ist, unterbleibt. Betrage sich jeder im Eisenbahnsitze, wie er es von daheim gewöhnt ist. Der ordnungsliebende Reisende wird es danken.

Über 100 neue Schlaf- und Speisewagen für den Sommer-Reiseverkehr.

Um ihren Wagenpark zu ergänzen und zu vergrößern, hatte die Mitropa im vergangenen Jahre vierzig Speise- und achtundsechzig Schlafwagen in Auftrag gegeben, von denen die ersten Wagen bereits im vergangenen Winter im Engadin-Expreß liefen. Gegenwärtig sind bereits von diesen 108 neuen Wagen 63 in den Verkehr eingestellt, und die restlichen 45 Wagen sollen noch während der diesjährigen Reisezeit ihren Dienst aufnehmen. In Aussehen und Einrichtung unterscheiden sich die neuen Wagen vorteilhaft von den alten. Sie haben alle einen bordeauxroten Anstrich und sind länger als die Wagen früherer Bauart. Die einzelnen Abteile der Schlafwagen sind nach modernen architektonischen Grundsätzen gestaltet und bieten den Reisenden mehr Bequemlichkeit. Die Heizung und Lüftung ist verbessert worden, und die Betten sind breiter. Alle Abteile sind mit fließendem warmen und kaltem Wasser ausgerüstet. Die neuen Speisewagen sind breiter als die bisherigen und erwecken den Eindruck eleganter Restaurants. An Stelle der Stühle sind bequeme, gut gepolsterte Klappstühle angebracht. Die Fenster können vom Mittelgang geöffnet werden, ohne dadurch die Gäste an den Tischen zu stören. Nach Einstellung dieser neuen Wagen wird der gesamte Wagenpark der Mitropa 659 Wagen umfassen. Würde man diese Wagen zusammenstellen, so würde sich ein Zug von 14 Kilometer Länge bilden lassen.